

DIE SCHRECKEN DES "FRIEDENS" ...

Die Nachkriegskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

Band VII/11

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei

Erlebnisse während der Internierung in den Lagern Tynice (Teinitz) bei Böhmisches Brod und Proseccnice, Ausweisung in die US-Besatzungszone Deutschlands über das Sammel-lager Modran im Mai 1946

Erlebnisbericht der kaufmännischen Angestellten E. R. aus Prag (x005/151-156): >>In einer kleinen Station auf der Strecke Böhmisches Brod wurden wir auswaggoniert, und jetzt ging es für 2.500 Menschen ohne bestimmtes Ziel in Prozession durch kleine Dörfer, wo man unsere Aufnahme verweigerte.

Endlich kamen wir zu dem Gutshof Teinitz bei Kaunitz, wo ein dreistöckiger Schuppen zur Verfügung stand. Wir mußten uns Stroh vom Gutshof holen, und je 800 Leute wurden in jedem Stockwerk untergebracht. Männer, Frauen, Kinder, alle lagen nebeneinander wie die Heringe.

Selbstverständlich gab es keine Beleuchtung, statt Fenster waren Holzgitter eingesetzt. Die Männer mußten eine Latrine graben, die sehr primitiv ausfiel, da sie freie Sicht zuließ. Die (Errichtung der) Küche dauerte drei Tage, ehe sie einen schwarzen Kaffee kochen konnte. Bis dahin waren wir ohne Nahrung. Um den ganzen Raum (Schuppen, 2 Felder und Gutshof) wurde Stacheldraht gezogen, am Eingang stand ein Eisenbahnwaggon für die Wache, "Ruda armada" (Rote Armee) und die Überschrift in russischer und tschechischer Sprache "Konzentrationslager".

Tagesprogramm: 1/2 6 Uhr aufstehen, waschen im Teich (stehendes Gewässer, das später entsetzlich roch), entlausen, anstellen, das hieß, daß man von den Bauern der Umgegend zur Arbeit ausgesucht wurde. Die Wache half mit Gummiknüppeln nach: "Schub, schub", und schon hatte derjenige einen Schlag erhalten.

Bis alle ziemlich verteilt waren, gab es bitteren schwarzen Kaffee mit einer dünnen Schnitte Brot. Manche mußten auch ohne Frühstück zum Bauern.

Fehlarbeit, mittags (gab es eine) dünne Kartoffelsuppe, ungefähr 3/4 l, (Fortsetzung der) ... Arbeit bis 7 Uhr, dann schwarzen Kaffee und eine Schnitte Brot.

Todmüde fiel man auf das Stroh, jetzt ging erst der Spuk los. Handlaternen blitzten auf, hie und dort Gemunkel, erst wußte man nicht, was los wäre. Dann Gepolter, es kam die Wache mit Russen in Begleitung. Die Soldaten wiesen ihnen die Plätze der jungen Frauen an, die mit vorgehaltenem Revolver vergewaltigt wurden. In einem Fall wurde ein Mädchen bis 14mal mißbraucht, sie kam dann ins Krankenhaus, was aus ihr wurde, weiß ich nicht. Wir älteren Frauen entstellten uns soviel als möglich, um beim Anleuchten als noch älter zu gelten. Wehe, wenn aber beim Abtasten der Körper noch als "genügend" befunden wurde, dann ging es wie einer 53jährigen, die 4mal vergewaltigt wurde.

Wir lagen ... im Stroh: 3 junge Frauen mit Kindern, unterhalb des Fensters meine Schlafkollegin und ich quer vorn. Meine Freundin hatte sich gefürchtet und hinter mich geflüchtet. Ich hatte erst nichts bemerkt, da ich sehr müde von der Arbeit eingeschlafen war. Dann dachte ich, es wäre ein Russe, traute mich nicht zu atmen und lag steif da.

Das übliche Gepolter: "Russen" ... einer ... steigt mit den Stiefeln über meine Beine, ... (stürzt sich auf) meine Freundin und vergewaltigt die junge Frau neben dem Kind. Alles Betteln und Bitten half nichts, die Frau erhielt einen Fauststoß auf die Nase und mußte alles über

sich ergehen lassen.

Das kleine Mädel weinte: "Tante Eise, der Onkel soll weggehen, was macht er mit Dir?"

Die Frau kam in andere Umstände, hatte unter schwerer Furunkulose zu leiden, kein Arzt traute sich, ihr zu helfen, die tschechischen Ärzte wollten nicht. Sie ging mit dem ersten Transport ins Reich. –

Diese Zustände besserten sich ca. nach 2 Monaten.

Es kam die sogenannte Schwarze Wache - Gendarmerie. Diese imitierten die SS. Es wurden weiße Striche gezogen, die man nicht überschreiten durfte, ohne den Gummiknüppel zu verspüren. Hatte man nachts auf dem Weg zur Latrine die weiße Armbinde vergessen, erhielt man eine Tracht Prügel, mußte zurück um die Binde und durfte dann erst zur Latrine. Hatte derjenige Durchfall, dann wurde er erst in den Teich getrieben.

Überhaupt Krankheiten: Ruhr, Typhus, Phlegmonen etc. alle ansteckenden Krankheiten wurden in der Tenne untergebracht; das war der Durchgangsraum, ebenerdig in dem Lagergebäude festgestapfter Erdboden, darauf schütteres Stroh, viel Ratten.

Starb einer weg, wurde der Nächste auf denselben Platz, in dasselbe Stroh gelegt. Viele starben an den unendlichen Läusen, besonders ältere Leute, die sich nicht allein säubern konnten. Viele stürzten in der Nacht die Treppen hinunter, da keine Beleuchtung vorhanden war, und starben an inneren Verletzungen.

Beerdigt wurden alle außerhalb des Friedhofs hinter der Kirchhofmauer in Kaunitz. Die Leichen wurden offen auf einem Leiterwagen gefahren, mit dem auch Kranke zu gleicher Zeit ins Krankenhaus geschafft wurden. Waren die Zugochsen am Feld beschäftigt, dann spannten sich die Männer selbst vor. Alle mußten ohne Kleider beerdigt werden, damit die Kleider eingesparrt würden. Manchmal kamen 3-5 Leichen in ein Grab.

Mit der Zeit nahm das Ungeziefer schrecklich überhand. Flöhe, die großen Strohföhe, Läuse, Kleider- und Kopfläuse, Ratten und Mäuse liefen uns nachts über das Gesicht. Da man nicht die Kleidung wechseln konnte, Tag und Nacht in derselben steckte, wurde man das Ungeziefer nicht los, auch wenn man sich bis fünfmal am Tage entlauste.

Folge davon: Krätze, Furunkulose etc. Ich hatte ein halbes Jahr lang die Krätze, dann Furunkulose, am linken Bein Phlegmone (Behandlungszeit Juli bis Januar). Es gab eine kleine Ärzte-Baracke mit einer deutschen Ärztin (Kinderärztin) und drei Medizinanwärtern. In einem Anbau wurden viel später ernste Infektionsfälle untergebracht. Der Ärztin gilt höchstes Lob für ihre Aufopferung und ihren Mut den tschechischen Behörden gegenüber.

Nach der Ernte wurde vorübergehend die Verpflegung besser. Wir erhielten durch 14 Tage hindurch Linsen, 14 Tage Bohnen, 2 Monate gelbe Rüben (Mohren) mittags als Suppe oder etwas eingedickt als Gemüse, abends zur Brotschnitte roh. Wir bekamen sie über, nannten sie die "gelbe Gefahr"; ich bekam am 15. August (Himmelfahrtstag) einen heftigen Gallenanfall davon und konnte dann außer Brot und Kaffee eine Zeitlang nichts anderes essen.

Gelegenheit zum Kaufen von Lebensmitteln gab es innerhalb des Lagers nur für Leute, die sich auf irgendeine Art von Verwandten oder Bekannten bei Besuchen Lebensmittel oder genug Geld bringen und trotz Wache geschickt einstecken ließen. Ich zahlte einmal für 1 Pfund Brot (bei schrecklichem Hunger) 1.000 (eintausend) Kc. Für ein goldenes Armband erhielt ich fünf Schnitten Brot, ungefähr 100 g Wurst, ungefähr 20 Stück Zucker und die Versicherung, daß ich beim weiteren Drängen nach Bezahlung einen Gewehrkolbenschlag auf den Kopf erhalten würde, da die Wache das Armband ... für ein "Double" befunden hätte. Ich war machtlos. –

Ich habe vergessen mitzuteilen, daß wir bald am Anfang des Lagerlebens alles Geld bis auf das Kleingeld unter 100 Kc sowie Bank-, Sparkassenbücher, Wertpapiere und alle Schmuckstücke, sogar Eheringe abliefern mußten. Bei strenger Strafe war es verboten, etwas zu behalten. Dementsprechend wurden Durchsuchungen veranstaltet, unter anderem am Fronleich-

namstag. Da hieß es zeitlich früh mit Gepäck auf dem Platz antreten.

Es kam der Gutsherr (Herr Kaderábek) im Reitdreß eines Dragoner-Offiziers mit Gehilfen, kniete vor jedem geöffneten größeren Koffer der Flüchtlinge nieder, durchsuchte den Inhalt, von dem er gute und neue Stücke auf einen bereitstehenden Leiterwagen, besonders schöne Stücke aber beiseite auf einen Haufen warf, den er durch Boten auf den Gutshof bringen ließ. So die schönen Heimattrachten einer Rumänin, deren Mutter ein Leben lang daran gearbeitet hatte.

Ein Kapitel für sich waren die Latrinen; endlich wurden sie geteilt "Für Frauen" - "Für Männer". Die Senkgruben mußten von Zeit zu Zeit verlegt und geleert werden. Dazu suchten sich die jungen Wachen mit Vorliebe die ältere Intelligenz unter den Internierten aus, so Professoren, Bauräte, Doktoren etc. Wenn die Leute dann total besudelt in ihrem einzigen Anzug standen, mußten sie erst in dem fürchterlich stinkenden Teich ihr Gewand waschen, dann sich selbst baden und die nasse Kleidung eventuell wieder gleich anziehen.

So erging es einem Hamburger Kaufmann, der sich besondere Verdienste um die dortige Jugend erworben hatte. Sehr erhitzt von der Arbeit wurde er in den Teich getrieben, den er zweimal durchschwamm. Tags darauf erkrankte er an Typhus, kam in das Spital nach Böhmisch Brod, wurde von dort frühzeitig entlassen, nach einer Woche Aufenthalt in der Lagerbaracke (Infektionstod durch Herzschwäche). ...

Nach einem ungemütlichen kalten Herbst mit noch ungemütlicheren Nächten (Stroh ohne Decken) nahmen wir am 28. Oktober Abschied von Teinitz. Neuerliche Gepäckkontrolle, Reinigen des ganzen Schuppens, Verbrennen des Strohs usw.

Wir wurden vormittags auf Lastautos verladen und nach Böhmisch Brod auf dem Bahnhof in Viehwaggons verladen, wo wir ohne Essen bis nachmittags um 4 Uhr standen. Dann fuhren wir los, blieben in Prag bis vor Mitternacht stehen (ohne Essen) und kamen endlich ungefähr um 1/2 2 Uhr nachts in das Lager Prosecnice (im Sazawatal). Von der Station (ging es) bergab durch den Wald mit Gepäck unter Aufsicht der Wache mit aufgepflanztem Bajonett.

Der Atem versagte uns, als wir beim Eingang am Anfang einer langen Brücke am Tor den Sowjetstern und den Widderkopf sahen. Eine Frau neben mir wimmerte:

"Da kommen wir nicht mehr lebend heraus!"

Mir selbst fiel Dantes Aufschrift über der Hölle ein: "Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden."

Mit diesen Gefühlen betraten wir in stockfinsterner Nacht die Baracke Nr. 18.

Dasselbe Manöver wie beim ersten Lagerleben begann: Gruppenweise unter Bewachung zum Fluß hinunter mit Kannen um Wasser, gruppenweise zur Latrine, anstellen zum Essenholen, sonst kein Aufenthalt vor der Baracke. Diese war verschmutzt, verlaust usw. Wir mußten sie täglich säubern, kamen dann, als sie sauber war, in die nächste und dann in die übernächste. Als wir so ziemlich die hauptsächlichsten Baracken (mit unseren Körpern die Läuse abgefangen) gesäubert hatten, kam anfangs Januar von Prag ein Entlausungswagen mit Personal, das uns tüchtig einstaubte, und binnen 3 Tagen waren wir läusefrei - neugeboren! Wir atmeten auf. –

Aber die Verpflegung! Früh bitterer schwarzer Kaffee, mittags eine Kelle (nicht ganz 1/2 Liter) dünne grüne Kartoffelsuppe (ohne Kartoffel, Salz und Fett), abends bitterer schwarzer Kaffee, 1 Schnitte Brot. Diese sollte 250 g wiegen, hatte in Wirklichkeit ein Gewicht von höchstens 170-180 g, festgestellt durch eine tschechische Kommission, die trotzdem keine Abhilfe schuf.

Dabei mußte schwer gearbeitet werden. Neben Instandsetzung der Baracken, Schaffen von Holz als Brennmaterial (große Baumstämme wurden bei starrem Frost von Frauen bergan und bergab geschleppt, zersägt, schwere Tragen mit Holz in die Baracken getragen). Die Männer waren meist außerhalb des Lagers in der Umgebung am Steinbruch etc. eingesetzt.

Mit der Zeit wurden die Wachen gewechselt, es kamen wieder schwarze Wachen. Diese inspizierten die Baracken, aber auch nachts die gewaschenen Füße der Frauen. ... Unvergeßlich bleibt mir der 6. Dezember 45. Unsere Baracke hatte weder Beleuchtung noch Beheizung, wir gingen alle um 5 Uhr zu Bett.

Da, um 9 Uhr großes Gepolter, die Wache kam nach einer "heiteren" Nikolofeier in unsere Baracke, in unser Zimmer: "Pozor!" ("Achtung!") der Befehl aufzustehen, alle Frauen treten in Nachtgewändern oder Unterkleidung (es war nicht erlaubt, in Oberkleidung zu schlafen!) um den Tisch. Die Wache beleuchtet die Füße, blaue Flecke werden als Schmutz angesehen, Ohrfeigen fliegen unter schmutzigsten Beschimpfungen, eine 70jährige Frau fällt mit dem Gesicht an die Leiter zum oberen Bett. Die Wache droht mit schwerster Bestrafung, wenn jemand den Vorfall bis morgen nicht vergessen hätte.

Am nächsten Tag erscheint dieselbe Wache bei Sonnenschein, läßt wieder das Zimmer antreten und fragt die verletzte Person: "Wo warst du denn heute nachts? Hast gefeiert und warst besoffen wie ein Schwein, bist dabei hingefallen?" Zwinkert mit dem einen Auge, verläßt die Stube ...

Diese "junge Garde" mußte folgendermaßen begrüßt werden: Männer in Spalierstellung stehen bleibend mit dem Hut in der Hand, bis die Wache vorbei war. Frauen, ebenfalls Spalier stehend, mit leichter Verneigung und tschechisch grüßend "Dobry den" und dergleichen.

Nach Weihnachten darf täglich eine Stunde von 17-18 Uhr geheizt werden, das bedeutet, aus dem Bett aufstehen, in das man wegen Dunkelheit geflüchtet ist, heizen und danach lüften, da zum Schlafen zu warm ist, und wieder niederlegen. Aber man kann sich wenigstens mit warmem Wasser säubern.

Mit der Zeit bessern sich die Wachen, arg bleiben der tschechische Lagerkommandant mit zwei tschechischen Inspektoren, der sogenannte deutsche Lagerkommandant (ein Tscheche, als Deutscher interniert) und ebenfalls solch ein deutscher Barackenleiter. Um sich beliebt zu machen, denken sie sich besonders harte Strafen aus und legen sie den Tschechen nahe, diese zu gebrauchen.

Ich hatte dem Barackenleiter einstmals 24 Stunden Fasten bei schwerer Arbeit und härtestem Frost zu verdanken, da ich einen verlorenen Wollhandschuh gleich suchen gegangen war. Die Herren Inspektoren strafte am liebsten durch Fasten und Brotentzug. Wurde bei einer Baracke eine Verunreinigung eventuell auch nur durch ein Kind gefunden, erhielt die ganze Barackenbelegschaft 24 Stunden keine Verpflegung. Wer dann das Brot aß, weiß niemand. Oder das Lastauto war kaputt, (dann gab es) 3 Tage kein Brot, nachgeliefert wurde nichts.

Kurz vor Weihnachten besserte sich auf einmal der Speisezettel. Die Suppe wurde dicker. Dienstag gab es Suppe und Stampfkartoffel; Mittwoch Suppe und 4 Stück "Skubanky" (tschechische Nationalkartoffelspeise); Donnerstag sogar Suppe, Leberwurst, Kartoffeln und Kraut; Freitag Suppe, süßen Hirsebrei; Samstag dicken Eintopf; Sonntag Suppe, 2 kleine geselchte Würste, Kartoffel und Rotkraut.

Wir waren selig und wußten nicht, welchem Umstand wir dies Glück zu verdanken hatten. Wir hatten wohl von der Brücke schwere Pakete mit amerikanischen Aufschriften in die Magazine getragen und dankten alle im Stillen herzlichst den Amerikanern für die edle Hilfe in höchster Not. Da setzte mit Montag auf einmal die frühere alte Verpflegung ein, und vorbei war der Traum.

Später erfuhren wir, daß dieser Speisezettel von ausländischen Journalisten nur als Beispiel für die "gute Verpflegung der Deutschen" in allen ausländischen Zeitungen gebracht worden war. Wir durften etappenweise die gelieferten "US-Schätze" wieder zur Bahn tragen, wer sie gegessen hat, wissen nur die Herren Inspektoren.

Mit zunehmender Kälte und Schnee nahm der Hungertyphus zu. Ich lag erkrankt an Hungerödem zweiten Grades. Geschwollene Füße (Wasser) und Löcher in den Füßen. Man fühlte

sich so leicht, hatte wunderschöne Träume von viel Essen (zum Essen aber kam es nicht einmal im Traum), man hatte immer den Wunsch: weiter schlafen, nicht aufwachen. Die meisten sind so friedlich hinübergeschlummert (Herzschlag).

Mich rüttelten meine Bekannten auf, brachten mich an die frische Luft, und in allerhöchster Not bekam ich Hilfe durch eine ehemalige tschechische Kollegin aus Prag, die meine Nichte in Prag ausfindig machte und mir beide jeden Monat etwas Lebensmittel sandten. Trotzdem drängte der Arzt auf meine Abreise, mein Körpergewicht war, bei Größe 1,60 m, auf 38 kg (76 Pfund) gesunken, die geschwellenen Füße wollten nicht besser werden, da meldete ich mich freiwillig in den Transport und kam am 13. Mai in das Sammellager von Modran, wo wir 3 Tage wegen Ausschlag gesalbt wurden und das erste Mal seit einem Jahr ein Brausebad erhielten.

Im Sammellager Modran kontrollierte man mein Gepäck (3 leichte Sommerkleider, 1 Jacke, 1 Rock, 1 Pullover, etwas Wäsche, 3 Garnituren und 4 Paar Strümpfe), verlangte man unbedingt 70 kg Gepäck von mir und beschimpfte mich ... Das ist bis heute meine ganze Ausstattung, auch nur Geschenke mildtätiger ehemaliger tschechischer Kolleginnen.

Am Tag des Abtransportes, am 16. Mai 1946, wurden wir um ca. 1/2 10 Uhr "verladen", fuhren aber auf sämtlichen Nebengeleisen von "Groß-Prag" bis 9 Uhr abends herum, um dann endlich loszufahren.

In Eger waren wir am nächsten Tag mittags und endlich, endlich (fuhren wir) über die Grenze, nachmittags in Wiesau. Auf Grund der ärztlichen Untersuchung wurde ich sofort in das Hilfshospital Schloß Falkenberg zugewiesen, wo ich dank der gewissenhaften Pflege und Fürsorge wieder hoffentlich ganz gesunden werde.

Ich hatte mich schon sehr gut erholt, da zeigten sich mit einem Mal heftige Gallenanfälle, und ich laboriere noch heute an einer schweren Gelbsucht. Der ganze Organismus braucht seine Zeit, sich umzustellen. Ich habe festes Gottvertrauen, daß ich wieder gesund werde.

Wenn mich der liebe Gott das entsetzliche Lagerjahr überstehen ließ, werde ich wohl dies auch noch überstehen.<<

Zustände in der Strafanstalt Bory bei Pilsen von Mai 1945 bis Mai 1946, Haftbedingungen im Internierungslager Tremosna bei Pilsen von Juni bis September 1946

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. D. R. aus der Stadt Pilsen (x005/169-176): >>Als am 5. Mai 1945 die amerikanischen Truppen herannahten und die tschechische Bevölkerung von Pilsen die Macht übernahm, riet mir mein Chef, zu meiner Familie in die Wohnung zu gehen.

Ich wollte dann mit einem deutschen Kollegen das Werk verlassen, wurde aber beim Ausgang von bewaffneten Arbeitern angehalten und in einen Luftschutzkeller gebracht, wo ich dann in kurzer Zeit mit fast allen anderen deutschen Beamten des Werkes zusammentraf. Es erschien dann ein tschechischer Direktor und erklärte, man hätte uns nur zu unserem Schutze verhaftet. Wir würden in das Kreisgerichtsgefängnis gebracht und von dort nach wenigen Tagen entlassen werden, nachdem sich die Lage geklärt und wieder Ruhe eingetreten sei.

Als wir dann herausgeführt und zwecks Transport zum Kreisgericht auf ein Lastauto verladen wurden, sah die Lage etwas anders aus. Wir wurden von halbwüchsigen, mit Gewehren und Maschinenpistolen bewaffneten Jünglingen mit Kolbenstößen traktiert und auf das gemeinste beschimpft.

Im Kreisgericht selbst wurden viele von uns von bereitstehenden Zivilisten aus besseren Kreisen geohrfeigt, wobei uns das Erschießen angedroht wurde. Hernach wurden wir in ein oberes Stockwerk geführt, wo wir uns splitternackt ausziehen mußten. Unsere Kleider wurden dann untersucht und uns alles fortgenommen, was wir in den Taschen hatten. Mantel und Hut wurden beschlagnahmt, Geldbeträge, Uhren, Ringe und sonstige Wertgegenstände wurden vom uniformierten Personal vielfach eingesteckt. Wäsche und Kleidung durften wir dann wieder

anziehen und wurden zu 8 Mann in eine für 4 Mann bestimmte Zelle eingeschlossen, wo es eben nur 4 Strohsäcke gab. Hier erlebte ich dann die grauenvollsten Tage meines Lebens.

Wir ... waren ... den ärgsten Mißhandlungen entgangen, weil wir die ersten waren, und man offenbar für den richtigen Empfang noch nicht vorbereitet war. Als aber später weitere Transporte von Gefangenen eintrafen, hörten wir durch mehrere Tage und Nächte die Schmerzensschreie der mit Gummiknütteln und Lederpeitschen Geprügelten, dann auch Schüsse, worauf es meistens still wurde.

Wie wir später von Augenzeugen erfuhren, hat man diese Armen entkleidet, auf eine Bank gelegt und so lange geschlagen, bis sie ohnmächtig wurden. Dann schüttete man ihnen kaltes Wasser über den Kopf und setzte dann die Tortur weiter fort, wenn sie wieder zu sich gekommen waren. Es wurden dann auch alle Frauen und Kinder der deutschen Familien in Pilsen eingeliefert, darunter 80jährige Greise und Mütter mit Säuglingen.

Im Laufe der folgenden Tage kamen einzelne Zivilisten in das Gefängnis, ließen sich von den Wärtern einzelne Gefangene herausrufen und verprügelten sie dann unter Aufsicht der Wärter mit allen erdenklichen Marterinstrumenten, meist solange, bis sie blutüberströmt ohnmächtig liegenblieben. Dann wurden sie mit Fußritten wieder in die Zelle befördert. Wir haben diese Unglücklichen dann gepflegt, so gut es ging.

Viele hatten nach Tagen eitrig Wunden. ... Sie starben dann unter unsäglichen Schmerzen, ohne daß sich ... ein Arzt um sie gekümmert hätte. An diesen Prügeleien beteiligten sich neben den uniformierten Wärtern auch aus den Zellen gelassene Sträflinge (Raubmörder und dergleichen). Einmal erschien auch der Gefängnisdirektor und erklärte uns höhnisch lächelnd, daß das Prügeln der Gefangenen streng verboten sei. So wartete jeder von uns ... darauf, bis er an die Reihe kommen würde.

Die ersten zwei Tage bekamen wir überhaupt nichts zu essen und zu trinken.

Dann bestand die Verpflegung etwa sechs Monate lang aus 125 g Brot pro Tag, einem schwarzen, ungezuckerten Kaffee früh und abends und einem Mittagessen, bestehend aus zwei halb verfaulten Kartoffeln und etwas angesammeltem Sauerkraut. Die ersten Tage hat mancher dieses Zeug weggeschüttet, aber dann zwang uns der quälende Hunger, alles wahllos zu verschlingen. ...

Am 24. Mai ... wurden etwa 300 Mann ... in das Strafgefängnis Bory bei Pilsen gebracht. Der Transport vollzog sich in der Weise, daß wir zuerst alle Effekten zurückerhielten, d.h. es fehlten vielfach gerade die wertvollsten Wertgegenstände, wie Ringe, Uhren und größere Geldbeträge, die einzelne Kameraden bei sich gehabt hatten.

Wenn es einer wagte, diesbezüglich eine Bemerkung zu machen, gab es bestenfalls Achselzucken, meist jedoch schallende Ohrfeigen. Dann standen wir etwa 2 Stunden mit dem Gesicht zur Wand, bis wir auf Lastautos verladen und nach Bory gefahren wurden. Dort wurden wir mit Kolbenstößen in den großen Gang des Haupttraktes befördert und standen dort wiederum, manche bis 9 Uhr abends mit dem Gesicht zur Wand. Wir wurden nämlich einzeln in die Kanzlei gerufen und dort wurde ein Fragebogen ausgefüllt. Diese Prozedur dauerte eben so lange. Dann wurden einzelne Gruppen von 30-40 Mann zusammengestellt und von alten Wärtern unter wüsten Beschimpfungen in die Zellen abgeführt.

Die praktische staatsbürgerliche Erziehung begann damit, daß man namentlich den vielen reichsdeutschen Flüchtlingen aus Schlesien, die ebenfalls in Pilsen verhaftet worden waren - darunter waren vielfach über 70 Jahre alte Männer - die tschechische Sprache beibringen wollte. Man rief ihre Namen. Wenn sich einer mit "hier" meldete, erhielt er zwei schallende Ohrfeigen. Das wurde solange fortgesetzt, bis der Betreffende mit "zde" antwortete. Vor der Einlieferung in die Zellen wurden uns wieder alle Effekten abgenommen, aber diesmal in ein Buch eingetragen. Ich bemerke schon hier, daß das meiste trotzdem bei der Entlassung unauffindbar blieb.

Ich kam mit 29 Kameraden in eine Zelle, die für 15 Mann bestimmt war. Wir hatten für 3 Mann 2 Strohsäcke und keine Decken, einen Tisch und 2 Bänke. In einer Ecke befand sich ein Holzverschlag mit einem Kübel, wo man seine Notdurft verrichten konnte. Dieser Kübel wurde von uns zweimal am Tag geleert. Dazu gab es eine Waschschüssel und 2 Kübel mit Wasser zum Waschen. ...

An dem Tag der Übersiedlung hatten wir gar nichts gegessen. Viele unter uns, namentlich die Greise, waren schon so schwach, daß sie bei der langen Wartezeit zusammenbrachen. Man ließ sie ungeachtet liegen, bis die Reihe an sie kam, und half ihnen dann mit Fußtritten weiter. ... Wir hungerten nach allen Regeln der Kunst. Vorstellungen wurden (von der Gefängnisleitung) mit Hohngelächter beantwortet.

Wie wir dann erfuhren, waren die winzigen Rationen von der Polizeidirektion angeordnet. Wir erhielten aber nicht einmal das, weil alle besseren Dinge, wie Hülsenfrüchte, Fett, und Zucker in der Küche von den Wärtern entwendet oder vom Küchenpersonal an Protektionskinder verteilt und gegen Wäschestücke und andere gesuchte Dinge eingehandelt wurden. Wer sich beim Prügeln der "deutschen Schweine" besonders hervortat, wurde besonders berücksichtigt.

Die ersten Wochen kamen wir nicht aus der Zelle. Einmal in der Woche ... wurden uns die Haare kahlgeschoren und der Bart abrasiert. Im übrigen versuchten die Wärter, meist ganz junge Burschen, ausgesuchte Kommunisten und ehemalige Insassen aus deutschen Konzentrationslagern, uns das Leben so sauer wie möglich zu machen. Auf dem Strohsack liegen oder sitzen durften wir nur von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens.

Beinahe jeden Tag wurde die Zelle nach Zeitungen, Spielkarten, Bleistiften und Papier untersucht. Alles, was geeignet gewesen wäre, uns ein wenig die Zeit zu vertreiben, war verboten, wurde bei diesen Untersuchungen weggenommen und die Besitzer mit Ohrfeigen bedacht.

Es gab unter ihnen Rohlinge, die nur darauf ausgingen, möglichst viele Ohrfeigen anzubringen. Das geschah z.B. in der Weise, daß sie alle Männer in einer Reihe mit Eßnapfen antreten ließen, diese einzeln untersuchten und jedes gefundene Stäubchen mit 2 kräftigen Ohrfeigen quittierten. Die Einleitung dazu lautete gewöhnlich: "Stellen Sie sich gerade und nehmen Sie die Brille herunter!" Mit der Zeit waren wir gegen alle Roheiten ganz abgestumpft und kamen uns nicht mehr wie Menschen, sondern eher wie eingesperrte Raubtiere vor. ...

Etwa alle 14 Tage erschien der Gefängnisarzt, besah ganz flüchtig die Krankgemeldeten und verschwand. Fast nie erhielten sie Medikamente oder sonst eine Betreuung. Verletzte wurden auch alle 14 Tage in einen anderen Raum gerufen, wo Notverbände angelegt wurden. Doch kam diese Hilfe fast immer zu spät, d.h. die Wunden waren längst gänzlich vereitert und, wie schon erwähnt, von Maden bevölkert.

Es war klar, daß nur Roßnaturen dieses Leben längere Zeit aushalten konnten. Infolge der Unterernährung stellte sich bald Hungertyphus und Ruhr ein, ohne daß der Arzt davon die geringste Notiz genommen hätte. Als ich einmal als Zimmerältester dem Wärter meldete, daß mehrere Kameraden an argem Durchfall erkrankt seien, erklärte er lächelnd, daß wir solange kein Brot erhalten würden, bis diese gesund gemeldet wären.

Ungefähr nach vierwöchentlichem Aufenthalt erhielten wir pro Mann eine Decke. Es waren dies offenbar von der Wehrmacht weggeworfene Decken. Denn sie enthielten zahlreiche Läuse, was wir sehr bald merkten. Dazu gesellte sich eine Unzahl von Flöhen, die nach kurzer Zeit zu Tausenden unsere Strohsäcke bevölkerten. Unsere Bemühungen, durch andauernde Jagden dieser Plage Herr zu werden, mußten scheitern, schon aus dem Grund, weil unsere Wäsche nicht gewechselt wurde. Wir konnten lediglich hier und da unsere Wäsche im kalten Wasser ohne Seife waschen, mußten aber den Tag über ohne Wäsche herumlaufen, bis sie wieder trocken war.

Erst im Juli erhielten wir die Erlaubnis, vordruckte Karten an Angehörige zu schreiben und

uns Wäsche und 3 kg Lebensmittel per Woche schicken zu lassen. Manchen Kameraden hat dies geholfen, namentlich die aus den umliegenden Ortschaften stammenden bekamen regelmäßig diese Pakete und konnten so Wäsche wechseln und auch etwas ihre Ernährung verbessern. –

Meine an meine Frau gerichtete Karte kam als unbestellbar zurück, wie bei fast allen Pilsenern, da sie, wie ich später erfuhr, ebenfalls interniert war, und das trotz ihrer Schwangerschaft. Daß sie und ihre dann zur Welt gekommene Tochter am Leben blieb, ist nur dem Umstände zu verdanken, daß es ihr gelang, im amerikanischen Spital des Roten Kreuzes Aufnahme zu finden, von wo sie dann nach dem Wochenbett nach Bayern abgeschoben wurde.

Die Folgen dieser sanitären Zustände blieben nicht aus. An Durchfall und Erschöpfung starben nach und nach alle älteren oder nicht ganz gesunden Kameraden. Als wir in den Sommermonaten hier und da im Gefängnishof etwa eine halbe Stunde herumgeführt wurden, konnte mancher kaum mehr über die Stiege.

Die allgemeine Schwäche wurde dann zu neuen Quälereien ausgenützt. Man befahl Laufschrift, tiefe Kniebeugen und andere Übungen, bis einer liegen blieb, dann gab es Fußtritte und Ohrfeigen. So kam es, daß uns diese Spaziergänge keineswegs zur Erholung dienten. Es wurden dann auch Kameraden zu Arbeiten kommandiert.

Manche unter ihnen trafen es gut, wenn sie z.B. in der Küche oder dem Gemüsegarten arbeiteten. Da fiel doch hie und da etwas zum Essen ab, und konnten sie dann auch den anderen Kameraden hie und da etwas hereinschmuggeln. Auch erhielten andere Kameraden, die dann später zu Arbeiten in der Stadt eingesetzt wurden, dort zusätzliche Verpflegung in der Gestalt von Suppe und Brot, weil sie sonst vor Erschöpfung doch nichts geleistet hätten, und konnten so etwas zur Verbesserung unserer Rationen beitragen.

Es gelang auch, besonders einigen im Militärkrankenhaus Arbeitenden, einige Medikamente hereinzuschmuggeln, womit kranke Kameraden beteiligt wurden. Manchmal wurden sie allerdings bei ihrer Rückkehr von der Arbeit gründlich visitiert und ihnen alles unter Ohrfeigen weggenommen. Es entwickelte sich aber bei manchen eine Virtuosität im Verstecken und Schmuggeln.

Trotzdem gelang es nicht, vielen kranken Kameraden zu helfen. Sie starben ohne ärztliche Pflege. Wir mußten dann an die Zellentür klopfen, bis ein Wärter erschien. Nach einiger Zeit kamen dann zwei Sträflinge mit einer Tragbahre, warfen den Leichnam darauf und trugen ihn hinaus. Die wenigen Habseligkeiten mußten abgegeben werden und verschwanden dann meist spurlos. Ein Totenschein wurde nicht ausgestellt. Wie wir später erfuhren, teilten sich meist die Sträflinge die Beute, wobei auch die Goldzähne herausgebrochen wurden und mancher Wärter beteiligt wurde. Die Leichen wurden dann dem Krankenhaus zur Sektion zur Verfügung gestellt und nachher verbrannt.

Im August 1945 wurde auch ich zur Arbeit geholt. Ich kam in die Taschnerei, wo aus Lederabfällen geflochtene Handtaschen gefertigt wurden. Hier war ein alter Wärter maßgebend, der sich mir bald als aus meiner Heimat gebürtig zu erkennen gab und nun alles tat, um mir zu helfen. Ich erhielt fast täglich etwas Nahrhaftes zugesteckt. Der Meister, ein verurteilter Mörder, erhielt den Auftrag, mich in jeder Weise zu begünstigen. Er sprach auch mit seinen übrigen Kollegen und sagte ihnen, daß ich eben niemals ein Feind des tschechischen Volkes gewesen sei, und so wurde ich dann auch von den anderen rücksichtsvoller behandelt. Er veranlaßte auch in der Küche, daß alle bei ihm beschäftigten Kameraden größere Portionen erhielten. Seinem Eingreifen habe ich wohl mein Leben zu verdanken.

Mitte Oktober hatte ich eines Abends hohes Fieber. Ich legte mich angezogen nieder und schwitzte so die ganze Nacht. Es wurde aber nicht besser. Den anderen Tag hatte ich starke Kopfschmerzen mit denselben Erscheinungen und war sehr schwach. Es erkrankten dann auch andere Kameraden mit denselben Erscheinungen. Etwa acht Tage später wurde uns mitgeteilt,

daß niemand die Zelle verlassen dürfe. Der diensthabende Wärter wurde nicht mehr abgelöst und mußte dauernd Dienst machen und in seinem Dienstraum übernachten.

Dann erschien ein tschechischer Arzt, Herr Dr. X., gewesener Amtsarzt des Pilsener Arbeitsamtes und deshalb ebenfalls eingesperrt war, und übernahm unsere Behandlung. Alle gesunden Leute wurden in andere Zellen geschafft, und zu uns kamen andere Kranke. In kurzer Zeit war der ganze Gang, etwa 170 Mann in 8 Zellen zum Krankenrevier erhoben. Dann erschienen andere Ärzte und entnahmen uns allen Blutproben. Die Untersuchung ergab Flecktyphus, bei mir im allerstärksten Grad.

Ich hatte dann täglich bis zu 41 Fieber, konnte beinahe nichts essen und verfiel bald in dauernde Bewußtlosigkeit. Da bewährte sich nun die Menschlichkeit und Kameradschaft des Herrn Dr. X. Er war unermüdlich bestrebt, uns in jeder Weise zu helfen, erkämpfte die verschiedensten Medikamente, Kostzulagen usw. Wir erhielten dann auch auf einmal die Kost der tschechischen Sträflinge, die ausgiebig und gut war.

Trotzdem starben die Kameraden um mich herum wie die Fliegen. Ich erwachte nur hie und da aus meiner Bewußtlosigkeit und sah wieder neue Kranke in meiner Umgebung und wieder andere nicht mehr. Einmal war mein Bett Nachbar gestorben, und es erschienen die Leichenträger, um ihn fortzuschaffen. Da ich wie tot dalag, packten sie mich und sagten dann, als man sie auf den Irrtum aufmerksam machte: Den nehmen wir gleich auch mit, er ist ja schon im Verrecken.

Aber meine gute Natur und Dr. X. Fürsorge erreichten doch, daß ich nach etwa drei Wochen fieberfrei war und begann wieder zu essen und mich langsam zu erholen. Ich konnte zwar nicht den Löffel zum Mund führen und mußte auf den Kübel getragen werden, aber es ging doch langsam vorwärts. Es starben dann noch immer viele Kameraden, die noch paar Tage vorher mich gepflegt hatten. Wir waren zum Schluß alle derart abgestumpft, daß dieses Elend auf uns fast keinen Eindruck mehr machte.

Als die Seuche abgeklungen war, waren von den 30 Mann meiner ursprünglichen Zellenbesetzung 24 gestorben. Im ganzen Bory-Gefängnis starben so an Ruhr, Flecktyphus und Hunger 1.800-2.000 Mann bei einer Belegschaft von etwa 2.500.

Die genaue Zahl wird sich nie feststellen lassen. Später erfuhren wir von Dr. X., daß die Einrichtung der Quarantäne und die bessere Verpflegung und Behandlung auf Einschreiten des Prager Gesundheitsministeriums erfolgte, als nämlich bereits vier tschechische Gefängniswärter der Seuche erlegen waren und bereits einige Zivilisten in Pilsen erkrankten. Es erschien dann auch eine Desinfektionskolonne. Wir und unsere Sachen wurden mit einem amerikanischen Entlausungspulver eingestäubt, und das zweimal mit einer Pause von 14 Tagen. Das Ergebnis war ein restloses Verschwinden aller Läuse und Flöhe. Warum hat man das nicht vorher getan?

Den Weihnachtsabend verlebten wir in der Krankenzelle ohne besondere Feier. Die Kameraden, die noch mit Angehörigen in Verbindung standen, erhielten allerlei gute Sachen, die sie auch mit uns anderen teilten. Dem (tschechischen) Dr. X. veranstalteten wir eine kleine Feier und dankten für seine Fürsorge. Von der Gefängnisleitung erhielten wir keinerlei Aufbesserung.

Im Jänner 1946 wurde ... die Quarantäne aufgehoben und unsere Krankenabteilung aufgelöst. Die bereits Gesunden kamen in einen anderen Trakt des Gefängnisses. Die noch Erholungsbedürftigen, darunter auch ich, (kamen) in eine neu errichtete kleinere Krankenabteilung. Man trug mich damals auf der Tragbahre dorthin, da ich nicht gehen konnte.

Dort sammelten sich alle Kranken des Gefängnisses, etwa 160 Mann, alle unterernährt, erschöpft, dem Tode nahe. Auch hier starben noch viele und wurden so von allen Leiden erlöst. Die Behandlung hatte hier Herr Dr. H., der als deutscher Arzt in Pilsen ebenfalls eingesperrt war. Er tat auch für mich, was er konnte. Bei mir bildete sich eine Zellgewebsentzündung im

rechten Knie infolge der Unterernährung und dem vollkommenen Vitaminmangel. Als nichts half und die Schmerzen unerträglich wurden, führte man mich endlich eines Tages in das Bory-Krankenhaus.

Dort wurde die Sache rasch aufgeschnitten und verbunden. Dann kam ich wieder in meine Zelle. Da der Verband anfangs nur alle 8 Tage gewechselt werden konnte, es fehlte nämlich an Verbandstoff, übertrug sich die Entzündung auf die ganze Wade. Dr. H. riet dann zur Freiluftbehandlung, und so ließ ich denn täglich die Sonne, falls es Sonnenstrahlen gab, auf die Wunde scheinen. Die Sonne schien ein wenig durch das Zellenfenster, immer nur von 4-6 Uhr nachmittags. Ich hatte 2 Binden. Die eine Binde schlang ich nach der Bestrahlung um das Knie, die andere Binde wusch ich aus. Eine antiseptische Behandlung war dies natürlich nicht, und so besserte sich mein Knie auch nicht im geringsten.

Im April 1946 wurde ich dann eines Tages zum Verhör geholt. Ein Herr in Zivil fragte nach meinen Personaldaten und nach dem Verhältnis zur Partei. Dann beschuldigte er mich, ich wäre ein Konfident der Gestapo gewesen, was ich widerlegte und als Zeugen meinen ehemaligen Chef und noch einen tschechischen Kameraden bei Skoda nannte. Es wurde ein Protokoll aufgesetzt und von mir unterschrieben. Dann kam ich wieder in meine Zelle.

Am 27. Mai, ... also nach ungefähr einjährigem Aufenthalt im Gefängnis, erhielten wir plötzlich den Befehl, zu packen. Wir wurden dann auf ein Lastauto verladen und in das Internierungslager nach Tremosna bei Pilsen gebracht.

Dies rettete uns noch Überlebende vor dem Untergang. Ich wurde dort gleich von einigen Pilsener Kameraden und Bekannten empfangen und mit Brot und anderen Speisen bewirtet. Da die ärztliche Untersuchung bei der Aufnahme Arbeitsunfähigkeit ergab, wurde ich gleich in das Krankenrevier aufgenommen. Hier konnte man endlich aufatmen. Es gab zwar auch nur Kartoffeln und Brot, aber dies in ausreichender Menge. Von den gesunden Kameraden erhielt ich auch zusätzliche Portionen, da sie an ihrer Arbeitsstätte besser und ausreichend gepflegt waren.

Ich habe ... in 14 Tagen von 55 auf 65 kg zugenommen. Es gab alle erdenklichen Medikamente und die beste ärztliche Behandlung, da ebenfalls internierte Ärzte dort tätig waren. ... Sie haben nun alles getan, um mich wieder auf die Beine zu bringen. Mein Knie wurde noch zweimal geschnitten und jeden zweiten Tag behandelt. Es gab Höhensonne, Lebertran und Vitamininjektionen. Auch machte ich eine Arsenkur. Als Kranker konnte ich liegen, wann ich wollte, hatte meinen eigenen Strohsack mit Leintuch und gute Decken. Die Wäsche wurde ebenfalls von internierten Frauen gewaschen und geflickt.

Bei ... schönem Wetter konnte ich mich im Freien in der Sonne aufhalten und genöß so die gute Luft - das Lager lag mitten im Walde - aus vollen Zügen. Einmal wöchentlich konnten wir baden. Es gab dort schöne Wannen mit warmem Wasser und ... Seife. ...

Der das Lager umgebende Stacheldrahtzaun wurde von Polizei bewacht, die sich aber fast nicht um uns kümmerte. Nur der Lagerverwalter, ein überzeugter Kommunist und ehemaliger Insasse von Buchenwald, versuchte uns durch kleinliche Schikanen das Leben sauer zu machen. Sein Stellvertreter, der ihm dabei half, war der Pilsener Henker. Trotzdem kam uns dort das Leben wie im Paradies vor, nach allem, was wir im Bory-Gefängnis erduldet hatten. Es gab Bücher zum Lesen, eine Kantine, wo man manchen Leckerbissen kaufen konnte, und hie und da (bekamen) wir auch Zeitungen, die von den draußen arbeitenden Kameraden eingeschmuggelt wurden.

Im Lager waren auch Tschechen interniert. So traf ich auch mehrere ehemalige Arbeiter meiner Abteilung bei Skoda, die als unzuverlässig und als Kollaborateure interniert waren. Sie erhielten von ihren ... Angehörigen regelmäßig Sendungen von allerlei Lebensmitteln und haben mir jedesmal einen Teil davon überlassen, offenbar aus Dankbarkeit dafür, daß sie während des Krieges so gut von mir behandelt wurden. Von hier aus durften wir auch endlich

einmal in der Woche an unsere Angehörigen schreiben und von ihnen Post empfangen, was natürlich ausgenutzt wurde. So erfuhr ich erst jetzt das Schicksal meines Vaters, meiner Frau und meiner Kinder, die schon seit einem Jahr bei meinem Schwager in Bayern wohnten.

Im August 1946 begannen die Gerichtsbehörden, uns endlich zu verhören. Unbelastete Kameraden wurden in das entsprechende Aussiedlungslager geschafft und dann ausgesiedelt. Jeder von uns hoffte nun, bald an die Reihe zu kommen. Einige wurden allerdings auch ins Kreisgericht geschafft und dort ... verurteilt. Es gab da auch ... Hinrichtungen. Ich selbst wurde am 27. August in das Kreisgericht zum Verhör gebracht.

Dort befragte man mich vor dem Untersuchungsrichter wieder nach meiner Parteitätigkeit und warf mir neuerdings vor, ich wäre Spitzel der Gestapo gewesen. Ich konnte nur wieder meine Unschuld beteuern und meine Zeugen nennen, die immer noch nicht vernommen waren. Der Untersuchungsrichter machte mir den Eindruck, als wäre ihm seine Tätigkeit äußerst unangenehm, und er stilisierte auch das Protokoll ganz nach meinen Wünschen, das ich dann unterzeichnete. Am selben Tag wurde ich ins Lager zurückgeschafft und mir dann eröffnet, daß das Gericht über mich die ordentliche Untersuchungshaft verhängt habe. ...

Mitte September erschien der Kreisgerichtspräsident von Pilsen bei uns zur Inspizierung des Lagers. Er kam auch in unser Krankenzimmer und fragte nach Personen, deren Fall vom Gericht noch nicht erledigt wäre. Ich meldete mich, und er schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er erfuhr, daß ich nun schon 16 Monate eingesperrt war, ohne daß mein Fall ... erledigt worden wäre. Er notierte sich meinen Namen.

Am 1. Oktober erhielt ich die Mitteilung, ich solle mich zur Übersiedlung in das Aussiedlungslager Karlov bei Pilsen bereit machen. Am 4. Oktober 1946 wurde ich dann von einem Polizeiauto dorthin gebracht. Der Untersuchungsrichter hatte offenbar inzwischen meine Zeugen verhört und auf Grund ihrer günstigen Aussagen das Verfahren gegen mich eingestellt. ... Einen mündlichen oder schriftlichen Bescheid vom Gericht erhielt ich nicht. Es war offenbar alles nur ein Vergnügen gewesen.

Im Lager Karlov ließ ich mich gleich für den nächsten Transport in die russische Zone aufnehmen, da der für die amerikanische Zone vorgesehene Transport schon besetzt war. So wurde ich mit etwa 1.200 Männern, Frauen und Kindern am 8. Oktober 1946 am Pilsener Bahnhof zu 30 Personen in Viehwagen verladen. Vorher hatten wir 50 kg Gepäck und 500 RM erhalten. Die gefaßten Sachen waren zwar ausnahmslos alt ... (oder unbrauchbar), aber wir waren froh, diesem ungastlichen Land den Rücken kehren zu dürfen.

So fuhren wir über Eger bis Altenburg, wo wir von den deutschen Behörden in Empfang genommen wurden. Nach zwei Tagen wurden wir dann in das Quarantänelager in Obermaßfeld bei Meiningen überführt, wo wir bis zum 24. Oktober verblieben. Von dort wurde ich dann in eine Privatwohnung nach Meiningen gewiesen, wo ich bis zum Tag verblieb, an dem ich die Zuzugsgenehmigung nach Bayern zu meiner Familie erhielt. Die Reise dorthin vollzog sich ohne Zwischenfälle.<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den Landgemeinden der Iglauer Sprachinsel

Erlebnisbericht des Lehrers Laurenz H. ans Friedrichsdorf bei Iglau (x005/195-197): >>Die Bauern des Igelandes waren beim Zusammenbruch fast 100 % auf ihren angestammten Höfen. Fast niemand war geflüchtet.

Außer der bodenständigen deutschen Bevölkerung waren noch viele Flüchtlinge aus Schlesien in Stadt und Land, die nun von den Tschechen abtransportiert wurden ... Unsere Bauern hatten in den Tagen nach dem 8. Mai 1945 unter den Requirierungen und Ausschreitungen der Soldaten zu leiden.

Kaum hatten sich diese etwas beruhigt, erschienen benachbarte Tschechen und Partisanen.

Und nun begann eine schreckliche Leidenszeit. Aller kleinliche persönliche Nachbarschaftshaß, der sich in den letzten Jahren angesammelt hatte, tobte sich nun gegen die deutschen Bauern aus. Mißhandlungen, Folterungen und Morde waren an der Tagesordnung.

Besonders schlimm war es in Begersdorf, Schlappenz, Gießhübel, Altenberg, Stannern u.a., in den von den Tschechen besonders verhaßten Gemeinden. Aber noch waren die Bauern auf ihren Höfen.

Erst als man in der Stadt die Deutschen aus ihren Wohnungen trieb, da begann auf dem Land der gewaltsame Besitzwechsel. Tschechen erschienen und erklärten sich als neue Herrn des Hofes, der eigene Knecht spielte sich plötzlich als Hofherr auf, und unsere Bauern wurden so über Nacht zu Knechten und Mägden, zu Arbeitssklaven auf ihren eigenen Höfen degradiert. Die meisten zogen in die Gesindekammern um, hatten aber bei all ihrem Elend den Städtern gegenüber doch einen Vorteil: Sie hatten wenigstens doch ein Dach über dem Kopf, hatten etwas Nahrhaftes zum Essen, und es blieben ihnen die Todesmärsche zur Grenze erspart.

Dieses Knechtsein auf dem eigenen Hof dauerte meist bis in den späten Sommer 1945 hinein, dann wurden die Bauern und ihre Angehörigen willkürlich in der Gegend zur Zwangsarbeit eingeteilt, wo eben Bedarf bestand.

Schon im Sommer waren einige vorwiegend bäuerliche Internierungslager entstanden, meist in den vorhandenen RAD-Barackenlagern. Das größte in Pattersdorf, kleinere in anderen Sprachinseldörfern, so auch in Friedrichsdorf ... Von diesen Unterkünften aus mußte zur Arbeit gegangen werden. Die meisten Bauern arbeiteten aber immer noch auf Höfen, wohnten auch noch dort, sei es nun auf eigenen oder fremden im Sprachinselgebiet oder auf solchen in der tschechischen Umgebung des Igellandes.

Zu Allerheiligen 1945 war es vielen Bauern noch möglich, die Friedhöfe zu besuchen. Mit dem Jahr 1946 wurde dann auch die Landbevölkerung hauptsächlich in den Lagern Altenberg, Stecken und Pattersdorf zusammengezogen und dort die Abtransporte nach Deutschland zusammengestellt.

Von besonderer Tragik für uns Iglauer war es, daß die Bevölkerung des nördlichen Sprachinselteiles großenteils nach Ostdeutschland (Mitteldeutschland) abtransportiert wurde.<<

Zustände im Internierungslager von Juli 1945 bis Januar 1946, Lebensverhältnisse in Mährisch Ostrau im Januar 1946

Erlebnisbericht der Steffi G. aus Mährisch Ostrau (x005/197-206): >>So vergingen nach dem 1. Mai 1945 (Befreiung) vierzehn Tage.

Gleich darauf wurden am Rathaus Kundmachungen angeschlagen, daß sämtliche Deutschen sich binnen 24 Stunden im Rathaus melden sollen. So ging ich ordnungshalber auch hin. Dort angekommen, verlangte man von mir alle Daten, bekam dann eine gelbe Binde auf den linken Arm mit der Aufschrift "Deutsche" und habe warten müssen, bis wir alle Deutschen beisammen waren. Dann gingen wir in Reih und Glied in ein altes Gebäude, das früher ein Schloß war.

Dieses Gebäude war als Schulgebäude eingerichtet. Man sagte uns, wir werden dort nur 3 Tage und 3 Nächte bleiben. Wir konnten uns noch eine Decke von zu Hause nehmen. Als ich zu Hause um die Decke war, sagte ich der Mutter, daß ich wiederkommen werde in 3 Tagen, sie brauche sich vorläufig nicht melden. So ging ich mit dem gelben Streifen am Arm wieder zurück ins Lager unter Aufsicht. Dort waren schon Betten aufgestellt. In den oberen Stockwerken lagen nur Strohsäcke am Boden. Aber aus den 3 Tagen sind 9 Monate geworden.

Die Mutter kam dann in zwei Tagen nach. Es kamen immer mehr und mehr Deutsche auf Lastwagen von der deutschen Siedlung, lauter Bauern und Bäuerinnen, welche ihr Haus und Hof haben stehenlassen müssen. Das war ein Weinen und ein Klagen, das durch Mark und Bein ging.

Dann kamen die Nächte, und die waren die schrecklichsten vom ganzen Lagerleben. Nämlich die tschechische Zivilwache, welche eingesetzt war, uns zu bewachen, hat sich von russischen Soldaten bestechen lassen mit Schnaps, Zigaretten, Speck und dergleichen und ließen alle russischen Soldaten in dieses Lager hinein. Diese suchten junge Mädchen. Das war furchtbar. Es war ein Gejage und ein Hetzen von einem Zimmer ins andere.

Ich hatte insofern Glück, von keiner dieser Bestien erwischt zu werden, indem ich mich ständig versteckt hielt, und zwar teils in den Schränken, ganz zusammengekauert, teils unter der Steppdecke, wo meine Mutter lag, und teils unter dem Strohsack, und zwar so, daß ich am blanken Boden angezogen gelegen bin und der Strohsack über mich gelegt wurde, auf welchem meine Mutter lag.

Diese hat sich, um mich zu schützen, ganz entstellt, indem sie ihre Brille aufsetzte, ihr Gebiß herausnahm und ihren Kopf mit einem schwarzen Wolltuch einhüllte, so daß sie abscheulich aussah. Die Russen, welche sie sahen, liefen davon mit der Bemerkung "Stará baba", d.h. altes Weib; von der wollten sie nichts wissen. Ich aber schwitzte vor Angst und Hitze.

Einerseits durfte in der Stube niemand wissen, wo jede versteckt ist, denn die Mädchen oder Frauen haben die eine oder die andere verraten, um sich zu schützen. Ich hörte die Vergewaltigungen in den einzelnen Räumen, Frauen schrieten, Kinder weinten um ihre Mütter, das war furchtbar anzuhören.

So ging es fortlaufend 14 Tage durch, von 9 Uhr abends bis 3 Uhr früh, ohne ein Auge zu schließen und ohne sich auszuziehen. In anderen Räumen, in welchen man die Mädchen vergewaltigte, fand man die Strohsäcke mit Blut verschmiert, als Zeichen nach vergangener Brutalität. Wenn keine Mädchen zu finden waren, da sich alle versteckten, so gingen sie auf die älteren Frauen los; besonders wenn sie angeheitert waren, da waren sie grob und rücksichtslos, also ganze Bestien.

Nach Ablauf von 14 Tagen wurde die tschechische Gendarmerie eingesetzt, welche Ordnung schaffte und keinen einzigen Russen hereinließ. Man hörte die erste Zeit noch unten vor dem Tor Schüsse, die aber nach und nach ausblieben.

Ich will noch bemerken, daß außer den furchtbaren Nächten wir über den Tag schwer arbeiten mußten, wie die Sklaven. Wir mußten den Tschechen die Straßen kehren, Schutt abladen und dergleichen. Dabei wurde man von allen Seiten beschimpft, bespottet und ausgelacht. Die täglichen Schimpfworte lauteten wie "deutsche Schweine", "Huren" usw. Was war das für eine Schmach!

Die gelben Binden mußten wir stets sichtbar tragen. Besonders bei der Arbeit wurde streng darauf geachtet. Zu essen bekamen wir sehr wenig. Zum Frühstück gab es schwarzen Kaffee und ein kleines Stückchen Brot. Zum Mittagessen erhielten wir anfangs nur Suppe, später Rüben mit Kartoffeln, aber nur ganz wenig. Abends gab es wieder nur schwarzen bitteren Kaffee und ein sehr kleines Stück Brot.

Die Tschechen sagten uns stets, sie hätten in den Konzentrationslagern mehr mitmachen müssen. Wir bekamen Prügel von allen Seiten und wenig zu essen und mußten außerdem noch sehr schwer arbeiten. Wir sollen auch spüren, wie das wohl tut. Meiner Ansicht nach konnten wir doch nichts dafür; das sollten sie mit denen ausmachen, die dabei waren. Ich habe damals von einem Konzentrationslager überhaupt keine Ahnung gehabt.

Weckruf war um 5.30 Uhr, und um 6 Uhr war Antreten zur Arbeit. Wir mußten in strammer Haltung zu dritt in den Reihen stehen und wehe, wenn man nicht zu dritt stand, dann gab es gleich eine Ohrfeige und die größten Beschimpfungen. Krank durfte niemand sein. In der ersten Zeit jagten sie die Leute auch mit Fieber zur Arbeit, bis sie zusammenbrachen. Später war nur der krank, der hohes Fieber hatte. Alle anderen mußten zur Arbeit. ...

Vor dem Lagerzaun standen schon Tschechen, die Arbeitskräfte verlangten. Manche kamen aufs Feld, manche in Privathäuser, ... manche zu den Maurern zum Kalkrühren und zum Zie-

gelschleppen. ... Dafür bekamen wir nichts bezahlt. (Wir erhielten) nur ganz wenig Essen, das war die ganze Entlohnung. Hierdurch wurden wir sehr geschwächt. Kein Arzt war zu sehen in dem Lager. Hie und da starben Leute. Diese wurden nicht am Friedhof begraben, sondern irgendwo draußen im Freien verscharrt. Kein Sarg, sondern nackt wurde er in die Erde vergraben.

Ich bin einmal bei den Maurerarbeiten vor Schwäche zusammengebrochen. Angeblich führte man mich auf einem Wägelchen ins Lager. Erst im Lager kam ich zum Bewußtsein. Seit dieser Zeit ließ mich der Lagerverwalter, der an und für sich sehr grob war, bei den Russen arbeiten. Ich kam in die Offiziersabteilung. Zu den russischen Soldaten wurden nur im ganzen 10-14 Frauen bestimmt, die täglich zu diesen arbeiten gingen. Das Arbeiten bei denen war viel besser, sie gaben wenigstens einem zu essen.

Als ich da ankam, sagte mir der Offizier, erst essen und dann arbeiten. Ich bekam gleich in der Früh, als ich ankam, einen vollen Teller Fleischsuppe, die fett war, dazu viel Brot. Die nachherigen Speisen waren auch sehr ausgiebig und gut. Als das die anderen Frauen im Lager erfuhren, daß es doch bei den Russen besser zu arbeiten ist als bei den Tschechen, rissen sich viele darum. Aber der Verwalter setzte ... vor allem anständige Frauen ein, die sich nicht mit den Russen einließen. Denn an und für sich war es bei der Mannschaft gefährlich. Man hat stets abweisend wirken müssen ...

Dagegen die Offiziere hatten sich doch zurückhaltend benommen, bei denen ich beschäftigt war. Meine Arbeit bestand zunächst aus Zimmer aufräumen, dann in den Offiziersspeisesälen saubermachen, in der Küche ausgeholfen beim Kartoffelschälen, dann auch Waffen reinigen, Heuernte, Wäsche gewaschen, bügeln und die Wäsche ausgebessert. Dabei bekam ich immer gutes Essen. Ich fühlte mich schon kräftiger.

Vier Monate dauerte die Arbeit bei den Russen. An und für sich haben die Russen verschwenderisch gelebt. Sie warfen viel Brot und auch andere Speisen weg. Als ich das sah, habe ich das Brot gesammelt und zu den alten Leuten im Lager getragen. Die freuten sich unsagbar darüber, denn die hatten Hunger, da sie doch nichts zu essen bekamen.

Solchen Frauen, die sich geweigert haben, bei den Russen zu arbeiten und nur zum Unterhalten hingingen oder außerhalb schwänzten, denen wurden die Haare gänzlich abgeschoren, wie es manchen im Lager passiert ist.

Am meisten haben die Männer ausgestanden, die wurden wie die Hunde geprügelt. Manche wurden im Lager so geprügelt, daß sie eine Woche lang arbeitsunfähig waren. Wieviele Männer haben vor meinen Augen von der Zivilwache oder vom Verwalter selbst Fußtritte und Schläge mit dem Gummiknüppel bekommen, daß sogar manchmal das Blut spritzte! Es war furchtbar anzusehen. Außerdem quälte man uns am Abend nach der Arbeit mit verschiedenen Kontrollen.

Man ließ uns unten im Hof anstellen, und oben in den Räumen wurde nach Nadeln, Scheren und Messer gesucht. Niemand durfte von diesen Gegenständen etwas bei sich haben. Ich hatte meine Schere im Ofen in der Asche versteckt gehabt, so daß niemand darauf kam.

Einmal an einem Abend bei einer Kontrolle, bei der immer abgezählt wurde, ob alle da waren (dies wurde alltäglich gemacht), ging auch plötzlich die Tür auf, wir waren alle schon in den Nachthemden, da schrie meine Mutter auf, der besoffene tschechische Aufseher kam auf sie zu und gab ihr eine Ohrfeige, so daß sie noch heute auf diesem Ohr schlecht hört. ...

Sie taten mit uns, was sie wollten. Wie oft hörte man abends die Männer schreien. Sie suchten sich immer einzelne heraus, schlepten sie in eine Kammer und schlugen auf sie los. Schrecklich war das anzuhören.

Viele von unseren Frauen sind schwanger geworden durch die Russen, die anfangs ins Lager kamen. Die Kinder aber kamen alle tot zur Welt. Welch ein Glück für die Frauen. Eine Frau hat sogar im Lager gebären müssen, da man sie nicht früher wegschaffte. Auch dieses Kind

war tot.

Da das Schloß, in dem wir gehaust haben, zu Schulzwecken verwenden wollte, wurde es geräumt, und wir kamen in ein nicht ganz vollendetes Haus, das "Rote Haus" genannt, welches damals hätte das "Deutsche Haus" sein sollen und infolge des Krieges nicht fertig geworden ist. So sind wir in die halbbrohen Räume gekommen; keine Öfen waren darinnen, die Fenster waren nur mit Glaspapier ausgeschlagen. Im Winter war es furchtbar kalt. Wir mußten angezogen schlafen, denn man bekam nur eine dünne Decke zum Zudecken. Da schlief man zwar schon auf Luftschutzbetten ... Es war wenigstens schon ein Vorteil, daß man nicht mehr auf der Erde schlief.

Die Männer haben das weitere an dem Haus fertigstellen müssen. Das war jetzt das eigentliche Lager. Wir wurden mit Stacheldraht umzäunt und wurden wie die Kriegsgefangenen gehalten. Heraus durfte man nicht, nur zur Arbeit, und dies nur unter Aufsicht. Sonntags mußten wir manchmal auch arbeiten gehen.

Die gelben Binden wurden dann abgeschafft, und wir bekamen ein "N" (d.h. tschechisch Nemec, und auf deutsch heißt es Deutsche), und dieses "N" mußten wir auf der linken Seite groß angenäht tragen. Wer es nicht hatte, bekam Arrest oder Prügel oder hat schwere Arbeit verrichten müssen. Ich schämte mich zwar, das "N" zu tragen, aber wenn man so gekennzeichnet auf der Straße ging, mußte man sich manche grobe Beschimpfungen gefallen lassen oder die Kinder bewarfen uns mit Steinen. So habe ich es meistens versteckt getragen.

Wenn mehrere gemeinsam zur Arbeit gingen, so ging man unter Aufsicht, welche die Zivilwache führte. Diese war stets mit langem geladenem Gewehr bewaffnet. ... Ich kam mir wie ein Schwerverbrecher vor. Wenn man zu Räumungsarbeiten herangezogen wurde, da wurden mehrere Zivilwachen aufgestellt, und diese standen hinter einem und jagten uns zur Arbeit, ohne ausruhen zu dürfen.

Bevor ich zu den Russen auf Arbeit kam, wurde ich auch zur Feldarbeit herangezogen, und zwar zum Rüben jäten. Das war eine mühselige Arbeit, ellenlange Felder in der großen Hitze zu jäten; wir durften uns nicht einmal für 2 Minuten aufrichten, da stand schon der Aufseher hinter einem und meldete es sofort der Verwaltung ... Das Schimpfwort "deutsches Schwein, rühr dich" war an der Tagesordnung. ...

In der Zwischenzeit, also im September, kam ich ... zu einer Familie außerhalb Wischau zum Dienen. Dort mußte ich Fußböden reiben, Holz hacken, düngern, alles zusammen halt die ganzen häuslichen Arbeiten, da die Frau schon alt war und die Tochter nicht die Zeit hatte, zu Hause zu helfen, da sie angestellt war.

Es war eine Professorsfamilie. Die Leute waren ganz nett, nur spürte man innerlich den Rassenhaß. Hie und da mußte ich mir so manches anhören. Dort blieb ich bis Mitte November. Es war im Feld und Garten nichts mehr zu tun, und da sie für mich viel Geld bezahlen mußten - ohne daß ich davon einen Pfennig bekam -, entließen sie mich. So kam ich wieder ins Lager, und zwar wieder zu den Russen. Diese verließen Anfang Dezember die Tschechei ...Danach wurde ich wieder in den Schulen eingesetzt zum Fensterputzen und um die Klassenräume in Ordnung zu bringen.

Da in der einen Schule der Schuldiener mit mir zufrieden war, so behielt man mich dort, und da mußte ich vormittags die Klassenräume fegen und Staub wischen, und nachmittags mußte ich im Keller Koks zerkleinern. Dort war es so kalt, daß ich den Hammer in der Hand nicht spürte und oft daneben schlug, so daß ich die Hände ganz zerschlagen hatte. ...

Wie oft reichte ich Gesuche bei der Lagerverwaltung ein und bat um Entlassung. Denn ich wollte nach Hause nach Mährisch Ostrau ... Doch alles blieb erfolglos.

Erst als ich durch Anraten direkt zum Volksausschuß ging und danach fragte, wo meine Gesuche hingekommen wären, ob sie sie überhaupt erhalten hätten, sagte dieser mir zu, ich solle nochmals ein Gesuch machen und direkt bringen. Ich tat dies im Monat Dezember 1945. Und

am 19. Januar 1946 bekam ich vom Verwalter die Nachricht, daß ich entlassen sei.

Am 19.1.46 rief mich der Verwalter aus den Reihen heraus und sagte mir, ich solle auf mein Zimmer gehen. Ich wußte aber noch nicht ganz, was geschehen würde, ich dachte, vielleicht komme ich wieder wo zum Dienen. Im Lager selbst waren nicht mehr viele Deutsche. Im ganzen mit Männer und Frauen 50. Denn die Männer wurden auswärts zu Bergbauarbeiten transportiert, egal, ob sie Familie hatten oder nicht ...

Ich will noch hinzufügen, daß ich inzwischen noch zu den tschechischen Soldaten in die Kaserne kam, bei denen ich auch schwer arbeiten mußte.

Dies war in der Zeit, als ich von der Familie, bei der ich diente, zurückkam. Der Weg bis zur Kaserne dauerte ca. 1 Stunde. Wir waren nur zwei Mädchen, die immer hinaus mußten. Wir wurden schon um 1/2 6 Uhr geweckt, bekamen eine kleine Tasse Kaffee und mußten eine Stunde lang im hohen Schnee marschieren. Ich hatte kein richtiges Schuhwerk, mit meinen Holzschuhen bin ich immer steckengeblieben. Dort haben wir sämtliche Büroräume reinigen, sämtliche Öfen ausputzen und Feuer machen, Kohle und Holz aus dem Keller schleppen müssen.

Um 7 Uhr mußten wir schon an Ort und Stelle sein und heizen, damit es die Herren Offiziere, warm hätten. Um 1/2 8 Uhr war Bürobeginn. Ich hatte 8 Räume in Ordnung zu bringen, und in allen mußte schon bis zu dieser Zeit eingeheizt sein. Diese habe ich täglich aufwaschen müssen, dazu kam noch das lange Vorhaus und die Toilettenanlagen. Wir bekamen dort nur das Mittagessen, sonst nichts.

Ich habe viel gelitten, schon durch den weiten Anmarschweg im Winter, da ich mangels Kleidungsstücken gefroren habe. Da ich es nicht aushalten konnte, ging ich zum Verwalter und zeigte ihm meine Schuhe ... Er war damit einverstanden, daß ich dablief und mußte danach die Schulen reinigen.

So verging Weihnachten ... Man bekam nur ein kleines Weihnachtsstriezel und Tee am Heiligen Abend. Über die Weihnachtsfeiertage gingen wir nicht zur Arbeit, da konnten wir uns so tüchtig ausruhen. Nur Hunger hatten wir stets.

Neujahr verging ... still und traurig. Nach Neujahr wurden die restlichen deutschen Männer, die noch im Lager waren, zu Ausgrabungen von russischen Soldaten herangezogen. Die Leichen wurden nach Rußland abtransportiert. ... Die Männer mußten diese Arbeit verrichten. ... Die Frauen mußten in dem kalten Winter ... am Bahnhof Kohle, Koks und Holz abladen. Mich hatte der Verwalter von solchen Arbeiten verschont. Er wollte mich eigentlich im Büro haben, da ich perfekt tschechisch konnte. Ich wollte aber davon nichts wissen. Ich wollte nach Hause.

...

Endlich, am 19. Januar 1946, kam für mich der Tag in die Freiheit. Der Verwalter rief mich aus den Reihen heraus und befahl mir, aufs Zimmer zu gehen. Dort wartete ich mit Spannung aufs weitere. Bis endlich das Bürofräulein zu mir kam und mir heimlich anvertraute, daß ich nach Hause komme, aber ich sollte mir nichts anmerken lassen ... So habe ich langsam meine paar Sachen, die ich noch hatte, vor lauter Freude eingepackt.

Dann kam der Verwalter zu mir und sagte, ich solle sofort meinen Ranzen packen, ich komme nach Hause, d.h. ich werde nach Mährisch Ostrau entlassen. ... Ich sollte mich nur beeilen, denn in einer Stunde würde bereits mein Zug fahren. ... Man hatte mir noch angedeutet, ich solle nicht mit dem "N" fahren, sonst käme ich nicht durch, denn Deutsche dürfen nicht mit der Eisenbahn fahren.

Als sich hinter mir die Tore des Lagers schlossen, atmete ich so richtig auf, endlich frei zu sein. Aber dann machte ich mir wieder Gedanken: Wir wird es denn eigentlich da draußen sein? Ich wußte gar nicht, wie sich das Leben der Deutschen draußen gestaltete.

Mit einem Rucksack am Rücken und einer großen Tasche in der Hand trabte ich zum Bahnhof. Ich hatte große Hemmungen, da ich immerzu dachte, man würde vielleicht erkennen, daß

ich eine Deutsche bin und daß man mir dann Schwierigkeiten machen würde. Als ich die Fahrkarte gelöst hatte, war mir aber schon leichter. So wartete ich auf den Schnellzug. In Böhmisches Trübau mußte ich umsteigen. ...

Es war 1 Stunde Aufenthalt, bis der andere Schnellzug kam. Inzwischen wollte ich im Bahnhofsrestaurant eine Suppe essen, denn ich hatte noch nichts gegessen, und es war schon in der Mittagsstunde. Im Restaurant war es ziemlich voll. Ich fand aber trotzdem noch einen Platz und wartete bis der Kellner kam. ... Plötzlich erschienen im Restaurant 4 Polizisten, die sich nach allen Richtungen verteilten und die Anwesenden kontrollierten. Jeder mußte seinen Ausweis zeigen.

Ich erschrak sehr, denn ich hatte keine Papiere, außer dem Entlassungsschein. ... Der Polizist kam auch zu mir, und ich legte ihm meinen Entlassungsschein vor. Er sah mich an und dann den Schein und fragte mich, ob ich wirklich eine Deutsche sei. Ich bejahte es natürlich. Da schrie er mich vor allen Leuten an, wies mir die Tür, ich solle sofort den Raum verlassen, ich gehöre nicht da hinein, ich hätte dort nichts zu suchen. Alle Leute schauten mich an. ... Ich schämte mich aufs tiefste. Ich hätte mich in einem Loch verkriechen können vor Scham. Wie eine Aussätzige kam ich mir vor. Ich verließ natürlich stillschweigend den Raum.

Ich setzte mich weit weg vom Restaurant auf eine Bank, damit man mich nicht sah und weinte. ... Als der Schnellzug endlich einfuhr, stieg ich ein und blieb auf der Plattform stehen, falls man wieder Kontrollen durchführen würde. ...

Ich kam um 8 Uhr abends in Mährisch Ostrau an. Ich ging dann direkt auf mein Haus zu, wo ich früher gewohnt hatte. Ich hoffte noch, daß ich meine Wohnung leer auffinden würde. Aber leider war sie schon von einer tschechischen Familie bewohnt. Die Frau ließ mich ein und zeigte mir die Möbel. Ich erkannte sofort meine Sachen, leider waren die schon abgenützt und verwahrlost. Sie öffnete mir sämtliche Schränke und sagte mir, daß, als sie einzog, alle leer waren. Sie hat dafür einen großen Betrag bezahlen müssen. Sie konnte mich aber nicht über Nacht behalten, weil sie keinen Platz hatte. Es war eine große Familie mit Kindern.

Ich ging dann zu einer (tschechischen) Bekannten ... und fragte sie, ob ich bei ihr übernachten könnte, wenigstens nur eine Nacht. ... Sie gab mir Kuchen und Kaffee, aber obzwar sie genügend Platz hatte, (erhielt ich kein Nachtquartier). Sie hatte nämlich Angst wegen der anderen Leute - sie hätten sie sonst angezeigt, daß sie Deutsche aufnehmen würde. ... Sie riet mir, ich sollte zu einer Deutschen gehen, die im Hause nebenan im Keller wohnte. ...

Ich ging dann zu dieser alten deutschen Frau. Sie war leider nicht zu Hause. Da ich müde war, setzte ich mich vor der Wohnung auf die Schwelle. Dort hörte ich das Ticken der Uhr in ihrem Zimmer. (In diesem Moment) überkam mich ... die Sehnsucht nach zu Hause. Ich weinte bitterlich.

Nach ca. 1/4 Stunde kam sie. Als sie mich erblickte, blieb sie vor Überraschung stehen und fragte mich, wie ich denn hierher gekommen wäre, umarmte mich und weinte. Sie erzählte, daß man ihr auch die ganze Wohnung weggenommen hätte und daß sie jetzt von Almosen leben würde. Sie wollte mir auch Kaffee geben, ich lehnte es ab, denn ich war nicht mehr so hungrig wie vordem ...

Als ich ihr meinen Wunsch äußerte, sagte sie mir, sie könne mich nicht über Nacht nehmen, da sie unterschrieben hätte, daß sie niemanden zu sich nehmen dürfte, sonst würde man ihr die Wohnung wegnehmen. Sie hätte mich gerne genommen, aber sie hatte Angst. Sie sagte mir, ob ich nicht vielleicht zu meiner Freundin gehen könnte, ... man hätte ihr die Wohnung gelassen, da sie eine Halbjüdin war.

Natürlich ließ ich mir dies nicht zweimal sagen und lief vor Freude hin. Denn ich habe ihr in der Nazizeit auch sehr viel geholfen, habe sie versteckt gehalten bei mir in der Wohnung. Und so wußte ich genau, daß sie mich nicht abweisen wird. Und es war auch so, wie ich es erhoffte. Sie wohnte eine Straße weiter, so daß ich nicht weit zu laufen hatte. Dort angekommen,

war auch sie überrascht, umarmte mich und weinte. Sie lebte mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Söhnchen zusammen. Obzwar sie schon eine alte Frau haben aufnehmen müssen, konnte ich bei ihnen bleiben; und (sie) sagten mir, daß ich am nächsten Tag bei der Polizei anmelden müßte. Die Anmeldung ist ... ohne Anstand erfolgt. Ihre Mutter hat mich verköstigt, und so blieb ich bei ihnen bis zur Ausreise nach Deutschland.

Ich wollte auch gleich Geld verdienen, denn meine Freundin hatte damals auch nicht viel. Da ging ich zum Arbeitsamt. Dort gab man mir eine Anstellung bei der Repatriierung. Das war eine Baracke, in der die Fremden Essen bekamen. Die Verwaltung hatte das Rote Kreuz. Diese Räume habe ich sauber machen müssen. Es waren 5-6 Zimmer und die Küche, die ich in Ordnung halten mußte. Es waren Frauen darunter, die mich arg schikanierten.

Einmal kam auch Kohle, die ich ganz allein habe schaufeln müssen. Ein Lastauto brachte die Kohle. Den ganzen Tag habe ich gebraucht, bis ich die Kohle im Keller hatte. Dann gegen Abend kam noch einer der Gendarmerie, die dort Wache hielt, und schrie mich an, ich solle mich beeilen, ... wieso ich so lange dazu brauchen würde. Ich war ... geschwächt, in der Kälte zu schaufeln. Ich weinte und kam todmüde nach Hause. Ich ging einfach nicht mehr den nächsten Tag hin.

Als ich mich erholt hatte, ging ich zu ... bekannten Rechtsanwälten und versuchte bei denen unterzukommen, weil ich von vielen gehört hatte, daß Deutsche eingestellt würden, falls sie gut Tschechisch könnten. So bekam ich ... schließlich bei einem ... Rechtsanwalt eine Anstellung. Als er mich sah, erkannte er mich sofort, denn ich war vor dem Kriege 8 Jahre lang bei einem Rechtsanwalt tätig gewesen. Ich zeigte ihm noch meine Zeugnisse. Er hat mich noch geprüft, ob ich gut Tschechisch konnte. Und da ich die Prüfung gut bestand (nur die Schreibmaschine konnte ich noch nicht so gut beherrschen, da ich schon so lange nicht geschrieben hatte), wollte er mich gleich behalten ...

Offiziell galt ich als tschechische Kraft. Nur bei den Ämtern war ich als Deutsche eingestellt. Ich bekam nicht so viel wie eine Tschechin, wurde aber immerhin besser gezahlt als vorher ... Mein Chef schenkte mir ... Vertrauen, indem er mir die ganzen Sachen zur Erledigung und die ganze Verwaltung des Büros überließ. Ich hatte ein Büro für mich, welches er neu herrichten ließ.

Ich hatte an der Arbeit Freude, nach so schwer Durchgemachtem wieder wie ein Mensch zu leben. Obzwar man sich in der Öffentlichkeit als Deutsche nicht ... (überall) bewegen durfte, war es doch lange nicht so schrecklich wie im Lager.

Wir Deutschen haben stets den Buchstaben "N" tragen und außerdem nur tschechisch sprechen müssen. Außerdem durften wir kein Kino, kein Theater, keine Restaurants und keine Parkanlagen besuchen. Um 8 Uhr abends mußte man schon zu Hause sein. Wer nach 8 Uhr auf der Straße angetroffen wurde, wurde sofort eingesperrt. Wir hatten Lebensmittelkarten und zwar solche, wie sie früher die Juden hatten. Davon konnte man nicht leben. Aber hie und da fanden sich tschechische Familien, die mich schon von klein auf kannten, die mich mit Lebensmitteln unterstützten, da ich ihnen leid tat.

Einmal, am Abend um 10 Uhr, war Kontrolle, welche aus 3 Mann bestand. Wir mußten ihnen unsere Papiere vorzeigen und außerdem auch die Mäntel, ob eigentlich das "N" aufgenäht sei. Ich hatte das "N" immer vorschriftsmäßig aufgenäht. Eines Tages hatte meine jüdische Freundin, bei der ich wohnte, großen Durst und ersuchte mich, in eine Wirtschaft zu gehen, um Bier zu holen; dabei trennte sie mir das "N" herunter, und zwar sicherheitshalber, damit ich eventuell keine Schwierigkeiten hätte. Denn als Deutsche durfte man sich nicht in einer Wirtschaft aufhalten. Ich ging in eine Wirtschaft, in der man mich nicht kannte. Als ich mit dem Bier nach Hause kam, wollte ich mir das "N" nicht gleich wieder auf den Mantel nähen, weil ich noch zu tun hatte, ich wollte meine Leibwäsche fertig machen. So befestigte ich das "N" nur mit einer Nadel.

Gerade an dem Abend hatte ich aber Pech. Der Gendarm öffnete den Schrank, in dem mein Mantel hing und sah gleich, daß nur mit einer Nadel aufgesteckte "N". Er fragte, wem der Mantel gehöre. Ich meldete mich sofort und sagte ihm, daß es nur vorübergehend angesteckt wäre und ich es heute noch annähen wollte. Er glaubte mir natürlich kein Wort, schrie mit mir herum, ob ich denn die Gesetze nicht kenne, die für uns Deutsche gelten.

Er schrieb meinen Namen sofort in sein Büchlein, fragte mich aus, wo ich beschäftigt sei, und als ich ihm sagte, daß ich bei einem Rechtsanwalt im Büro wäre, sagte er darauf, den werde er sich noch ausborgen.

Sie suchten tatsächlich am nächsten Tag meinen Rechtsanwalt auf. Ich hatte aber schon vorher meinen Chef aufgeklärt, was vorgefallen war. Sie haben aber nichts ausgerichtet. Nur habe ich gleich darauf eine Vorladung zur Polizeidirektion bekommen. Dort ... erhielt ich eine Geldstrafe von 20 Kronen, die ich zu 5 Kronen (5 RM) monatlich abzahlte; und jedesmal hat mich der Polizeibeamte, bei dem ich die Strafe abzahlte, kontrolliert, ob das "N" richtig aufgenäht sei.

Wenn man auf der Straße ging, wich einem so mancher bekannte Tscheche aus, (um) nur nicht mit einem sprechen zu müssen, weil es ... verboten war, sich mit dem Deutschen zu unterhalten. Sie wurden gleich angezeigt. Es tat einem weh, wenn man sah, wie einem tschechische Bekannte auswichen. Ich kam mir manchmal vor wie eine Aussätzige. ...

Eines Tages bekamen meine Freundin und ihre Mutter den Ausreisebefehl nach Deutschland, und zwar für den 10. Juni 1946. Ich schloß mich ... an. Mein Chef war natürlich nicht begeistert von meinem Vorhaben und sagte mir, er werde es durchsetzen, daß ich als Tschechin angesehen werde, nur daß ich noch Geduld haben müsse. Er würde sich bemühen, daß ich die tschechische Staatsbürgerschaft erhalten sollte. ... Da ich aber daran zweifelte, daß er dies alles durchsetzen würde, entschloß ich mich doch zur Ausreise.<<

Lebensverhältnisse in Troppau in den Jahren 1945/46

Erlebnisbericht des Pfarrers Franz W. aus der Stadt Troppau im Sudetenland (x005/207-208):

>>Gegen Kriegsende wurde die Bevölkerung unter Androhung standrechtlichen Erschießens mehrmals aufgefordert, die Stadt vor der herannahenden Front zu verlassen. Die Deutschen leisteten den Befehlen Folge; die Tschechen in den Vororten warteten auf die Russen als ihre Befreier.

Ich als Pfarrer in Troppau-Jaktar (zu meinem Pfarrsprengel gehörten die Orte Jaktar, Milostowitz, Wlastowitz, Jarkowitz, Wawrowitz und Palhanetz mit etwa 3.800 Katholiken) blieb in meiner Pfarrgemeinde gemäß der Weisung des Generalvikariates Branitz, daß jeder Seelsorger so lange zu bleiben hat, so lange die Bevölkerung bleibt.

Am 22. April 1945 zog sich die deutsche Front aus Troppau in die Bunkerlinie zurück, welche die Tschechen vor 1938 gegen die reichsdeutsche Grenze dicht hinter Jaktar erbaut hatten. In Jaktar lag vom 22. April bis zum 6. Mai die russische Front. Die russischen "Befreier" raubten, plünderten und schändeten. Die Besitze und Wohnungen der Deutschen wurden ganz ausgeplündert. Am 6. Mai zog sich die deutsche Front weiter zurück, der Russe stieß schnell nach. Zu den durchziehenden Russen, die in den deutschen Häusern raubten und plünderten, gesellte sich auch die tschechische Bevölkerung, die ohne Bedenken dasselbe tat.

Allmählich kehrten die Evakuierten (Schlesier) unter unsagbaren Entbehrungen und Mißhandlungen durch Russen und Tschechen zurück. Sie wurden von der tschechischen Miliz aufgefangen, der letzten Habseligkeiten und dürftigen Nahrungsmittel beraubt und in Massenlager ... gebracht. Alles deutsche Vermögen wurde ... beschlagnahmt ... Bis Januar 1946 waren selbst Kinder in diesen Lagern voll Elend und Ungeziefer.

Wurden manche aus dem Lager entlassen, so durften sie nur Kellerwohnungen, Mansarden oder Behelfsheime gegen Mietzins als Wohnung erhalten. Russische Soldaten wurden von

tschechischen Leuten zu diesen Wohnungen geführt, damit diese die deutschen Frauen vergewaltigten.

Die aus dem Lager entlassenen Deutschen mußten sich wöchentlich 2- oder 3mal polizeilich melden. Sie durften ohne schriftliche Bewilligung den Ort nicht verlassen. Sie durften kein Fahrzeug, weder Rad noch Autobus, noch Eisenbahn benutzen. Sie durften öffentliche Plätze und Lokale nicht besuchen. Sie mußten ein großes "N" (Nemec = Deutscher) tragen. Sie durften keinen Gehsteig benutzen, sondern nur die Straße. Bei einer Kost, wie sie den Juden in der Hitlerzeit gegeben wurde, mußten sie 12 bis 14 Stunden täglich arbeiten, selbst an Sonntagen, auf den Feldern Minen entschleunern und herausholen. Die ersten Monate gab es für die Arbeiten keine Bezahlung. Später wurde den Deutschen von dem Lohn 20 % für den Aufbau des Staates abgezogen.

Im Troppauer Lager wurden Männer und Frauen schwer mißhandelt. ... Die Deutschen erhielten keine Milch, kein Fleisch, keine Kleider- oder Raucherkarten, keine Bezugsscheine.

Alle deutschen Schulen wurden geschlossen, obwohl den Tschechen in der Hitlerzeit tschechische Schulen belassen wurden. Deutsche Kinder durften überhaupt in keine Schule gehen. Es durfte kein deutscher Gottesdienst gehalten werden. In Jaktar war den Deutschen eine Zeitlang auch der Besuch der Kirche polizeilich verboten, weil die Kirche ein "öffentliches Lokal" sei. Mein tschechischer Kaplan vertrat voll und ganz diesen Standpunkt. ... Die deutschen Priester durften in der Schule nicht unterrichten und erhielten kein Gehalt.

Meine Aussiedlung erfolgte auf Befehl der Kriminalpolizei Troppau, obwohl ohne mein Zutun in meiner ganzen Pfarrgemeinde von den tschechischen Katholiken von Haus zu Haus Unterschriften gesammelt wurden, daß ich dort bleiben und somit auch die tschechische Staatsbürgerschaft erhalten sollte. Ein Kriminalbeamter erklärte mir, die Unterschriften seien alle straffällig, weil sie für einen Deutschen intervenierten. Die Deutschen waren rechtlos.<<